

Impressum

© konkursbuch VERLAG CLAUDIA GEHRKE 2006

PF 1621 D-72006 Tübingen

Telefon: 0049 (0) 7071 66551

Fax: 0049 (0) 7071 63539

E-Mail: office@konkursbuch.com

Internet: www.konkursbuch.com

Gestaltung: Verlag & Freundinnen

Cover: Gemälde von Pedro Fausto

Druck & Bindung: Drukarnia Drogowiec

ISBN 3-88769-244-6

konkursbuch 44

Schreiben

Herausgegeben von
Claudia Gehrke & Regina Nössler

Inhalt

- Claudia Gehrke & Regina Nössler*, **Schreiben** S. 6
Annette Berr, **Schreib was! Wie ich Schriftstellerin wurde** S. 13
Ina Paul, **Warum, um Himmels willen, Schreiben?** S. 18
Kerstin Hensel, **MEIN MUHTHOS SCHREIBEN** S. 31
Nika Bertram, „Lovely crinkly edges“: vom Weltenbasteln ... S. 33
Corinna Waffender, **Zum besseren Verständnis** S. 49
Andreas Reimann, **Ursache mangelnder Bildung** S. 55
Claudia Wessel, **Journalistisches Schreiben entspannt** S. 56
Yoko Tawada, **Schwarze Tasten** S. 59
Dagmar Fedderke, **Die freudige Schreiberin** S. 60
Lutz Rathenow, **Ein grünes Tier** S. 62
Stefan Holthöfner, **D-I-S-Z-I-P-L-I-N!** S. 63
Dorothea Keuler, **Spinnen ist seliger denn Weben.** S. 69
Udo O. Rabsch, **Gehirn, Schreiben, Inspiration** S. 72
Elisabeth Göbel, **Schreiben über: Schreiben** S. 78
Tzveta Sofronieva, ... und am Ende unterschreiben S. 89
Ina Paul, **Ein simpler Federstrich** S. 98
Yoko Tawada, **Schrift einer Schildkröte** S. 99
Britta Lange, **Löschen (und Korrigieren)** S. 105
Bettina Ahrens, **Zettelwirtschaft** S. 125
Ingrid-Maria Sauer, **Der Schriftsteller aus Sicht seiner Muse** S. 128
Ananda, **Der Kreislauf einer eher Schreibfaulen** S. 135
Alban Nikolai Herbst, **Das Weblog als Dichtung** S. 137
Lutz Rathenow, **Klick zum Glück** S. 153
Ingeborg Jaiser, **Abends im Café Florian** S. 156
SAID, **Und das Wort** S. 159
Ulrike Dietmann, **Unterhaltung schreiben** S. 160
Litt Leweir, **Verehrte Frau Leweir** S. 165
Sandra Wöhe, **Rote Löckchen** S. 184
Matthias Penzel, **Auf dem Parkplatz und von hinten** S. 190
Florian Günther, **Jetzt weißt du** S. 205
Warum ich immer solche Sachen schreibe S. 207
Angelika Scholz, **SMS – Save My Soul** S. 209

- Maria Popp*, **Bleistiftgeklapper** S. 213
Holger Uske, **Das Los ...** S. 214
Ute Becker, **Worte schaffen Welten** S. 217
Klaus Berndl, **Die Zensur als prägender Faktor ...** S. 225
Ingeburg Schirrmacher, **Wer schreibt der bleibt** S. 240
Salean A. Maiwald, **Zum Schreiben braucht man eine Sprache** S. 244
Erminia Viccaro, **Schreiben auf Deutsch – vier Phasen** S. 250
Bettina Ahrens, **Postkarten schreiben** S. 265
Sigrun Casper, **Ich habe die Augen voll** S. 269
Kerstin Kempker, **Alles ins Reine** S. 275
Mario Wirz, **Am Anfang ist die Angst** S. 278



- Warum ich Schreiben hasse** S. 288
Claudia Haarmann, **Die Brückenläuferin** S. 290
Wolfgang Fehse, **Ein Dichtergenie aus Lettland** S. 293
Cornelia Lotter, **Der lange Weg** S. 294
Gabriele Stötzer, **Das Land Zukunft** S. 298
Elisabeth Göbel, **Der Star des Abends** S. 302
Recha Jungmann, **Meine Art zu schreiben** S. 305
Bettina Ahrens, **Schreiben als Dialog** S. 310
Elke Heinemann, **Die Dichterin. Eine Art Porträt** S. 312

Schreiben

Klassenarbeiten schreiben. Federmännchen. Schulhefte mit Fettflecken von den Butterbroten. Tintenverschmierte Finger. Deutschaufsätze schreiben. An die Tafel müssen und dort mit Kreide schreiben.

Es lag fast nahe, dass wir als Herausgeberinnen eine Weile mit der durchaus prickelnden Fantasie lebten, die hier versammelten Texte zu benoten und in Rot Beurteilung und Note darunter zu schreiben.

Kann man überhaupt „Schreiben lernen“ – wie viele teure Kurse suggerieren – oder Schreiben benoten? Insgeheim schreiben so viele Menschen, ganze Heerscharen, und zwar keineswegs Postkarten oder Tagebücher, sondern vermeintlich literarische Texte. Es müssen sich Tausende und Abertausende unveröffentlichter Romane in den Schubladen (Festplatten) befinden, die ein Zuhause suchen, nämlich einen Verlag.

Wenn man als Verlegerin nicht antwortet, erhält man enttäuschte – bis böse – Briefe, Anrufe und E-Mails. Das „Opus“ der Schreibenden erscheint ihm und ihr jeweils so wichtig, dass sie – so sie den Mut gehabt haben, und den haben erstaunlich viele, den Text loszuschicken – sich nicht vorstellen können, dass andere diese Wichtigkeit nicht sofort erkennen.

Herzbluttexte, junge weibliche Mörikes, die in einer E-Mail auf acht Seiten ihre romantische Novelle von vier Seiten erläutern, oder eingereichte Kurzgeschichten mit 150 Seiten für eine Anthologie. Das Glücksgefühl über die zu Papier gebrachten Worte und dann noch der Stolz, Autor oder Autorin zu sein – dass dies so ganz ohne Antwort bleibt, macht traurig oder wütend. Das versteht die Verlegerin gut. Schreibende sehnen sich nach Kommunikation, nach der Bestätigung ihrer Gefühle von außen. Danach, dass diese bedeutsame Liebe, diese ganz einzigartige Liebesgeschichte, die zum Schreiben beflügelt hat, auch anderen mitgeteilt wird.

Oder danach, dass dieses ganz spezielle geschilderte Leid, das durch das Schreiben überwunden wurde, auch anderen helfen möge, ihr eigenes Leid zu überwinden. Daher muss es doch gelesen werden, unbedingt! Aber die Verlegerin schafft das Lesen nicht. So manche Perle wird auf diese Weise sicher ungelesen verschwunden sein. Da kann man dem Internet samt den neuen Möglichkeiten, seine Texte in eine Öffentlichkeit zu geben, nicht dankbar genug sein. Denn in den Bergen täglich eingehender Manuskripte (Tausende und Abertausende ...) lässt sich vieles leider gar nicht mehr wahrnehmen.

Lesen all diese Menschen auch? (Nein.) Schreiben sie „nur“? Da man fürs Schreiben nicht unbedingt eine Ausbildung braucht, wie z.B. fürs Musizieren, glauben viele, es zu können. Die Fähigkeit zu schreiben haben sie schließlich im Alter von etwa sechs Jahren erworben. Außerdem kostet Schreiben so gut wie nichts – im Gegensatz zu teuren Malutensilien, Musikinstrumenten, Studienjahren ...



Schreiben scheint bei vielen – nicht bei allen – eine besondere Art des Glücksgefühls zu erzeugen. Professionelle Autoren hingegen sehen offenbar vor allem die Mühe, die es machen kann, „Qual und Plackerei“.

Schreiben. Qual und Lust. Ein Wohlschmerz.

Es gibt Leute, die sich nicht waschen, denen es nicht möglich ist, während eines Schreibprozesses duschen zu gehen, aus Angst, all die Worte dabei abzuwaschen. Die Fähigkeit zu schreiben könnte im Abfluss verschwinden.

Andere Leute haben ein geradezu libidinöses Verhältnis zu ihren Schreibwerkzeugen. So ist es festgelegt, welche Sorte Text, welches Buchprojekt mit welchem Stift geschrieben wird – Filzstifte (am beliebtesten unverändert der *Stabilo Point 88*), weiche Bleistifte, Füller. Obwohl heute fast alle mit dem Computer schreiben, lieben besonders Autoren Schreibwarenläden (die früher häufig „Schreiben und Schenken“ hießen) und stöbern gern in diesen kleinen Paradiesen aus Papier und Schreibgeräten.

Ist „Schreiben“ schon das Schreiben einer Einkaufsliste?

Ja. Sogar bei Einkaufszetteln erfindet man oft eine eigene Sprache. Ist die Notiz auf dem Küchentisch mit der kurzen Mitteilung, dass man später nach Hause kommt (Kuss), bereits „Schreiben“?

Ja, auch ...

Schreiben als Vergewisserung der Identität: Wenn man „alles“ verloren hat, scheint neben den Lebensgrundlagen Essen und Trinken kaum etwas so wichtig wie ein schriftliches Dokument, das beweist, dass man der oder die ist. Ein Ausweis, eine Geburtsurkunde, oder einfach nur eine Unterschrift. In der *ZEIT* war vor einem Jahr zu lesen, dass nach der Tsunamikatastrophe Menschen auf den abgelegenen Nikobaren und Andamanen-Inseln von einem Helfer vor allem eins wollten (nicht etwa Kleidung): Papier und Stift. Sie wollten ihren Namen aufschreiben, wieder eine schriftliche Spur von sich schaffen: wer sie sind, was ihnen gehört hatte. „Wer schreibt, bleibt.“

Schreiben als Festhalten von Eindrücken. Das Reisetagebuch zum Beispiel ist der Versuch, die Flüchtigkeit des Abenteuers, der

tollen Ausblicke, Landschaften, der Aufregungen und Pannen in etwas Bleibendes zu verwandeln, gleichzeitig mit dem Erleben.

Seit es Kameras gibt, und besonders digitale, wird in Bildern notiert (übrigens auch eine Form des Schreibens).

Liebesbriefe – wenn das Schreiben nicht schon erfunden wäre, müsste man es eigens für dieses Genre erfinden. Romantische, schöne, zu Tränen rührende, beglückende Liebesbriefe (für den Adressaten wie für den Absender selbst), Briefe, die man immer wieder hervorholt, mit ins Bett nimmt, hundertmal liest, Briefe, die man voller Lust, Verlangen und Sehnsucht nach der anderen Person verfasst. Aber auch ihre Schattenseiten. Liebesbriefe wollen etwas erklären. Liebesbriefe werden geschrieben, damit die andere Person nicht „reinquatschen“ kann. Es ist möglich, sich auszulassen, ohne die andere Person zu denken, ohne sie zu hören. Man kann sie im Schreiben neu erfinden, ganz für sich. Jetzt kann man richtig loslegen, endlich. „Alles“ sagen, ohne ein einziges Mal unterbrochen zu werden – etwa durch das Auflegen des Hörers.





Vielleicht also ist das Schreiben von Liebesbriefen auch ein egoistischer Akt und keineswegs nur ein wunderbares Geschenk, das man der anderen Person machen möchte. Wünschen wir uns nicht manchmal Liebesbriefe von Menschen, von denen wir aber keine erhalten, während uns ellenlange von anderen erreichen, unerwünschte ... Liebesbriefe werden immer noch per Post geschickt, handgeschrieben, oder auch getippt, auf anspielungsreichen Postkarten verfasst ...

Oder sie werden als E-Mail verschickt. Die Geschwindigkeit, mit der sich eine E-Mail versenden lässt, birgt ganz neue Gefahren in sich. Wie schnell ist ein solcher Brief abgeschickt, innerhalb eines Sekundenbruchteils. „Ein Wimpernschlag, der Fallbeil ist.“ (Annette Berr) Im Moment des Verschwindens denkt man oft: O je! O nein! Hätte ich das bloß nicht abgeschickt! – aber da ist es bereits zu spät. Manchmal entstehen auf diese Weise wunderbare Formulierungen, die bei längerem Nachdenken gelöscht und nie versendet worden wären, gelegentlich jedoch auch unnötiger und langwieriger Ärger.

Klassenarbeiten schreiben, Deutschaufsätze schreiben, mit Kreide auf die Tafel (begleitet von einem kreischig-quietschenden Geräusch), Gedichte schreiben, Einkaufszettel, Briefe ans Finanzamt, Romane schreiben, Postkarten an die wahrscheinlich gar nicht so Lieben daheim – Schreiben begleitet uns durch das ganze Leben, ungefähr seit dem Alter von sechs Jahren. Mit einem abgekauten Bleistiftstummel, einem bunten Werbekugelschreiber, einem eleganten Füllfederhalter oder in *Times New Roman* und *Arial*.

(Dieses Buch wurde übrigens in ITC New Baskerville 10,3 auf 13,3 Punkt gesetzt.)





Annette Berr

Schreib was!

Wie ich Schriftstellerin wurde

„Kannst du nicht mal was Nettes schreiben!?“

Das nun auch noch! Mir fällt nichts ein. Gar nichts.

Auch nichts Nettes.

Wochenlang. Morgens aufstehen, mit gebeugten Schultern den Rechner umschleichen, gar nicht erst anziehen, lohnt ja sowieso nicht – solange ich nichts geschrieben habe, darf ich nicht raus. Der Schlafanzug müffelt, der Morgenmantel auch. In der Hoffnung, Kaffee würde mein Hirn auf Touren bringen, trinke ich zwei bis drei Tassen. Das klingt harmlos. In eine Tasse passen 0,7 Liter Flüssigkeit. Das hört sich schon anders an. Dann stelle ich mich mißgelaunt vor den Monitor. Unbewegt. *Andere schaffen 1000 Worte am Tag! Du faule Sau gehst hier nicht weg, ehe du nicht dein Pensum gemacht hast! Wer essen will, muß auch arbeiten.* Mittlerweile bin ich vom vielen Kaffee ganz hibbelig. Aber bewege mich nicht von der Stelle. Kaffeeschweiß klebt auf meiner Haut. Das erklärt den Geruch.

Na gut, wenn mir partout nichts einfällt, dann darf ich eine Abwaschpause einlegen. Und vielleicht darf ich auch noch saugen, und das Bett neu beziehen – *aber dann stehst du wieder hier! Capice!* Warum habe ich bloß nichts ordentliches gelernt? Dann hätte ich mittlerweile einen Führerschein. Und ein Auto. Bezahlten Urlaub. *Bezahlte Krankheit!* Aber nein ... es mußte KÜNSTLERIN sein. Stand von Anfang an fest. Mit fünfzehn hatte ich mich entschieden – nur die Richtung war noch nicht klar. Ich schauspielerte, malte, zeichnete, fotografierte – und warf mich dann doch aufs Schreiben, weil Papier billiger ist als Pigmente, und billiger als alles andere. Meine Eltern gingen mit mir zum Theodor-Heuss-Platz, dort gab es einen kleinen Laden, der günstig Ausstellungsstücke und Vorführmaschinen verkaufte. Die Familie schenkte mir eine Olympia Monika, mit leicht zerkratzttem Deckel und Farbspritzern auf dem Gehäuse. Olympia Monika. Unverges-

sen. Für damalige Verhältnisse klein und schnittig, aber für eine dürre Siebzehnjährige ein schwerer Brocken. Ich schleppte das Ding überall hin mit, so wie andere ihren Hund. Selbst wenn ich trampelte, Monika war dabei. Überall schrieb ich. Kurzgeschichten. Gedichte. Jede Menge Briefe. Notizen. Notizen. Notizen. Was ich mit den Notizen wollte? Mich hatte *Zettels Traum* von Arno Schmidt überzeugt, daß nichts unwichtig sei, und alles irgendwann verwertbar. Noch heute schleppe ich diesen Fehler in Form einer schweren Holztruhe bei jedem Umzug mit. Seit damals nie geöffnet! Schätzungsweise 60 Kilo Papier. Wenn ich Zeit habe, werde ich aussortieren und wegschmeißen.

Aber erst mal schreibst du hier was hin! Sortieren ist eine Arbeitsvermeidungsstrategie! Man muß nicht in alten Ideen wühlen – das machen nur Leute, die Angst haben, sie hätten keine neuen.

Mensch, aber mir fällt nichts ein!

Vielleicht sollte ich die Truhe wenigstens mal ÖFFNEN.

Um Gottes Willen, bloß nicht! Da werden sich deine Erben mit rumärgern dürfen.

Wer weiß, ob Studenten der Literaturwissenschaft und Germanistik meinen Nachlaß sortieren!

So berühmt glaubst du zu werden? Mit deinen kranken und abartigen Sujets!? Als Frau? So berühmt, daß dein „Werk“ für die Nachwelt erhaltenswert ist?!

Wieso? Immerhin HABE ich wenigstens ein Thema. Andere werden von gar nichts getrieben.

Wenn du ehrlich bist, schreibst du doch jedesmal die gleiche Geschichte!

Mag sein, aber jedes Mal ein bißchen besser.

Na dann mal ran. Schreib. Werde besser. Präziser. Literarischer. Innovativer ... Bedenke wieviel Bäume sterben müssen, für dein Geblubber.

Ich sauge die ganze Wohnung. Mir ist schlecht. Ich kann nicht wie normale Leute essen, leben, schreiben, Bücher lesen oder DVDs kucken. Alles entgleitet meiner Kontrolle und wird zu etwas, von dem selbst zuviel noch nicht genug ist. Ich fühle mich krank. In den letzten drei Tagen habe ich 22 Folgen „Emergency Room“ ge-

sehen. Meine Wohnung sieht aus wie der Fahrstuhl in „Shining“. Alles voll Blut. *Intubieren! Aneurysma! Sauerstoffsättigung fällt!*

Das Schreiben war für mich immer eine körperliche und seelische Tortur. Während des Schreibens denke ich: Das krieg ich niemals zuende! Und wenn es fertig ist, denke ich: Was ist das für eine Grütze! – Da helfen keine Verkaufszahlen, Stipendien, Literaturpreise – das sitzt tiefer. Unterhalb aller öffentlichen Anerkennung. Aber auch für meine Nächsten ist das Schreiben aus vielerlei Gründen ein Horror. Damals schrieb ich noch bevorzugt nachts. Christel, hochschwanger, kam hoch, morgens um fünf und sagte: „Das geht nicht mehr! Ich brauche meinen Schlaf.“ Also baute ich meinen Schreibtisch auf dicke Handtuchstapel, um das scharfe, beißende Klacken der Stahltypen auf der Hartgummiwalze abzdämpfen. Christel wurde zwar trotzdem nicht glücklich mit der Tatsache, unter mir zu wohnen, aber zumindest konnte sie von da an wieder schlafen. Nicht so meine späteren Nachbarn in der Reichenberger Straße 115 a – wo ich für ein Jahr in einer Hinterhof-Parterrewohnung lebte, nachdem ich wegen Drogenmißbrauchs und asozialem Verhalten aus unserer Hausgemeinschaft geflogen war. Die Mieter der Hinterhof-Parterrewohnung im Nebenhaus wußten nichts von meinem Beruf und konnten sich das leise scharfe klack klack klack, was ihre Nachtruhe raubte, nicht erklären. Sie klopfen bei mir und fragten, ob ich nachts heimwerkern würde – ich starrte mit aufgerissenen Augen und wirrem Blick, da ich mitten in einer Geschichte lebte, also der Realität entrückt war, starrte sie an, und wußte nicht, was die von mir wollten. Auf den Gedanken, meine Schreibmaschine könne sich durch zwei Grundmauern, also mindestens zweihundertzwanzig Zentimeter Backsteinziegel, fressen, auf den Gedanken kam ich nicht. Mein Anblick muß seltsam gewesen sein, halbverhungert, grünrosa Haare (gefärbt mit Crazy Colour), Morgenmantel, Puschen in Pink, und sehr sehr schmuddelig, da ich während eines Schreibprozesses alles andere liegen ließ, oder schlichtweg vergaß. Waserkessel benutze ich nur noch die mit Flöte auf der Tülle, zu viele

Kessel und Töpfe habe ich schon verbrannt. – Später erfuhr ich, daß sie ihre Wohnung gekündigt hatten, mit der Begründung, nachts würden Ratten in der Mauer sitzen und ohne Unterlaß knack knack knack laut knabbern.

Meine mechanische Schreibmaschine hat mich lange begleitet, wenigstens drei Bücher habe ich auf ihr geschrieben. Zwischendurch hatte ich für kurze Zeit eine etwas kleinere, und vor allem leichtere Reiseschreibmaschine. Eine Triumph-Adler namens Gabriele. Allerdings hat mein damaliger Freund Jan aus Versehen ein bißchen Heringsfilet mit Tomatensoße in meiner Gabriele verloren (es ist ihm während einer unserer Schlägereien von der Stulle gerutscht). Wir haben es nicht mehr aus der Mechanik rauskratzen können. Fortan wurde mir übel, sobald ich nur ihren Deckel hob. Ich denke, das war Monikas Werk. Sie war bestimmt sehr beleidigt, daß ich eine Ersatzmaschine benutzt hatte. Nun war Monika wieder meine Einzige.

Bis ... ja, bis ich bei einem Literaturwettbewerb einen Laptop gewann. Im Wert von sechstausendvierhundert Mark. Natürlich wollte ich den sofort verkaufen. Was für ein schierer Reichtum! Ein halbes Jahr ohne Geldsorgen!

Was mich schließlich bewog, ihn doch zu behalten, weiß ich gar nicht mehr. Auf jeden Fall revolutionierte er das Schreiben. Von nun an nicht mehr Papier auseinanderschnippeln und mit Uhu zusammenkleben, sondern Textpassagen markieren, mit einem Klick ausschneiden und woanders einfügen. Wow. Hammermäßig.

Bisher war es so gewesen, daß ich während der Endproduktionsphase eines Buches bei irgendwelchen Freunden, die eine große Wohnung besaßen, auftauchte, 270 Schreibmaschinenseiten, deren Ränder mit kleinen Korrekturanmerkungen vollgekritzelt waren, chronologisch auf dem Fußboden verteilte (für den Überblick), und dann mit rotem Filzstift, Schere und Kleber den Teppich versaute.

Der Computer war der Anfang eines neuen Schriftsteller-Zeitalters. Unschätzbarester Vorteil: Er ist sehr leise!

Von nun an kann ich schreiben, ohne andere zu stören. Jedenfalls ist die Störung nicht mehr so offensichtlich. Wer mich kennt, kennt auch diesen speziellen, entleerten Gesichtsausdruck, der besagt: „Dieses Hirn arbeitet.“ Denn Schreiben passiert bei mir periodisch. Und wenn ich drinstecke, schreibe ich rund um die Uhr. Tagelang. Wochenlang. Überall. Immerzu.



Blick in den Monitor.

Auch nachts. Einschlafen, vor Unruhe erwachen, *Mensch, was du da vorhin geschrieben hast, das geht ja gar nicht, völlig falsche Wortwahl*, aufstehen, Rechner hochfahren, dringend eine Änderung einfügen, einschlafen, erwachen, im Duden nachschlagen, handschriftliche Notiz, hinlegen, dösen, aufstehen, Rechner läuft noch ... gesellschaftliches Leben völlig an die Wand gefahren. Wohnung vermüllt. Alle Jackentaschen voll mit Zetteln oder bekrizelten Bonbonpapieren. Rauschhaft schreiben. Körperlich. Dynamisch. Verschwitzt und erregt. Schön, wenn sich alles fügt, was wochenlang im Untergrund vor sich hingebrodet hat.

Dann die zweite Phase. Verdichten. Kürzen. Verdichten. Alles rausschmeißen, was „den Leser“ unterfordert. *Wo ist der Sub-Text?!* Feinschliff. Schreiben ist wie Musik machen. Die Worte in einen Rhythmus zwingen. Jeden Satz so lange laut vorlesen, bis die Melodie stimmt (auf die Gefahr hin, daß es kein richtiger Satz ist) – Objekt, Subjekt, Prädikat – das muß leider auf der Strecke bleiben. Ich denke in anderen Satz-schemata: Auftakt, triolisch, Stakkato, behäbiges zähes Fließen (Largo/ Larghetto). Paukenschlag. Jetzt einfachen treibenden Zweiviertel (Andante), gespickt mit vielen Zischlauten und „tzt“ ...

Schöner Beruf.

Wirklich.